



Anke Kaminsky

DIE HUNDE DES TODES



IMPRESSUM

1. Auflage 2011
© **Sirius Verlag**, Wien

ISBN: 978-3-9502871-6-5
Covermotiv: © SarahC. / F.H.Me. / pixelio.de
Montage: Maria Pflug-Hofmayr
Covergestaltung: Werbeagentur meta-physik e.U.
www.meta-physik.com
Foto im Innenteil: Anke Kaminsky

Für Fragen und Anregungen:
sirius@textshop.at

Sirius Verlag e.U.
Leonard-Bernstein-Str. 8/2
A-1220 Wien, Österreich
www.siriusverlag.at



Anke Kaminsky

DIE HUNDE DES TODES

Prolog

Wie alles begann

*Ein Blick zurück im Zorn hat keinen Nutzen
für die Gegenwart und verstellt den Blick
für das notwendige Tun für die Zukunft.*

Wolfgang Kownatka

Es gewitterte in jener Nacht. Der Regen prasselte gegen die Fensterscheiben. Blitze zuckten durch den Himmel und der Donner grollte unaufhörlich. Die Gewitterfront bedeckte den ganzen Horizont, also war damit zu rechnen, dass es die ganze Nacht andauern würde.

Hailey Danes sah aus dem Fenster ihres Einfamilienhauses und betrachtete das Naturschauspiel. Sie liebte Gewitter. Natürlich unter der Voraussetzung, dass man nicht mittendrin stand und klatschnass wurde. Die junge Frau sah minutenlang aus dem Fenster und erinnerte sich daran, wie sie mit ihrem Mann dieses Haus gekauft hatte. Es musste schon vier Jahre her sein. Damals war sie gerade schwanger gewesen und kurz nach dem Einzug wurde auch schon ihre Tochter geboren.

Diesen Tag würde sie nie vergessen. Es war so ziemlich der glücklichste Moment in ihrem Leben gewesen.

Während sie mit starrem Blick nach draußen blickte, runzelte sie die Stirn. Hatte sich da nicht etwas bewegt?

Hailey machte ein paar Schritte näher auf die Fensterscheibe zu, um einen besseren Blick auf den Garten zu

haben. Vielleicht war es auch nur der Wind gewesen, der in die Hecke, die Begrenzung des Gartens, gefahren war.

Hoffentlich überstanden die angepflanzten Rosen das Unwetter. Haileys Blick richtete sich kurz auf die roten Rosen, die aus einem frisch angelegten Blumenbeet ragten und hin und her schaukelten. Es hatte sie einige Stunden gekostet, ihre Lieblingsblumen einzupflanzen. Wie oft sie sich an den Dornen gestochen hatte, war nicht zu zählen.

Mit einem leichten Kopfschütteln tat sie die Sorge um die Blumen beiseite und sah wieder zur Hecke. Die junge Frau zuckte erschrocken zusammen, als dort, wo sie zuvor die Bewegung wahrgenommen hatte, ein schwarzer, etwas zu groß geratener Hund saß. Mit seinen roten Augen, die in der Dunkelheit zu leuchten schienen, starrte er sie direkt an.

Der Hund sieht fast wie eine Statue aus, dachte Hailey, denn er bewegte sich keinen Zentimeter vom Fleck. Nicht mal, als der Donner sich erneut lautstark hören ließ, rührte sich das Tier. War es nicht sonst so, dass Tiere bei Gewitter durchdrehten und manchen Besitzer in den Wahnsinn trieben?

Haileys Gedanken schweiften kurz zu den Tieren der Nachbarn. Die alte Lady nebenan hatte nur eine Katze, die vermutlich genau so verbittert war wie sie selbst, und der Herr gegenüber hatte einen kleinen Pudel, den man sogar bei völliger Dunkelheit nicht mit dem Hund in ihrem Garten hätte verwechseln können.

Die roten Augen des Tieres starrten sie über mehrere Minuten lang an und sie konnte nicht anders, als gebannt zurückzustarren.

»Schatz? Ist alles in Ordnung?«

Hailey zuckte erneut zusammen, als sie die Stimme ihres Mannes hörte, der plötzlich hinter ihr stand.

Mit grimmigem Blick sah sie ihn an. Wie konnte er sich bloß so anschleichen und sie fast zu Tode erschrecken?!

Frank war belustigt über die Reaktion seiner Frau. »Ich wollte dich nicht erschrecken, aber es ist nicht meine Schuld, wenn du nicht auf meine Rufe reagierst. Und angeschlichen hab' ich mich auch nicht gerade«, verteidigte er sich.

»Ja, ist schon okay. Ich hab' nur vor mich hin geträumt. Warum hast du denn nach mir gerufen?«, erkundigte sich Hailey, während ihr Gesichtsausdruck wieder weicher wurde.

»Das Essen ist fertig. Du bist ja nicht gekommen, und bevor du kalte Nudeln essen musst ...«, meinte Frank lächelnd und küsste seine Frau auf die Stirn.

Hailey konnte nun auch nicht mehr anders und lächelte ebenfalls. »Schuldige. Ich komme gleich.« Sie sah ihrem Mann nach, der in die Küche zurückkehrte. Ihr nächster Blick galt wieder der Hecke, wo der rotäugige Hund zuvor gesessen hatte.

Er war verschwunden.

Ihre Augen suchten den Garten nach dem Tier ab, aber es war nicht mehr zu sehen. Vielleicht hatte sie sich das Ganze auch nur eingebildet.

»Maammaa Esseenn!!«, hörte sie. Ihre vierjährige Tochter schien sich wohl zu fragen, wo ihre Mutter blieb. Die Ungeduld konnte man an ihrer Stimme hören.

Hailey atmete tief durch und ging dann zu ihrem Mann und der kleinen Tochter in die Küche, wo sie sich niederließ und sich Nudeln auf den Teller tat.

Die Kleine war schon schwer damit beschäftigt, alles mit Tomatensoße zu bekleckern, und Frank bemühte sich, nicht auch Spritzer der Soße auf sein weißes Hemd abzubekommen.

»Wie hast du bloß deine Tochter erzogen? Man muss ja fünf Meter Abstand haben, damit man nicht auch zugesaut wird«,

meinte Frank gespielt vorwurfsvoll zu seiner Frau und rückte, um den Spaß zu unterstützen, etwas von seiner Tochter weg.

»Das hat sie eindeutig von dir, Schatz«, konterte Hailey amüsiert.

Die Vierjährige strahlte ihre Eltern an. »So geht essen schneller«, sagte sie. Natürlich war das Essen schneller im Mund, wenn man die Hände benutzte anstelle des Bestecks.

Die stolzen Eltern lachten und Hailey begann, ihrer Tochter den Mund und die Hände abzutupfen.

»Und die strahlenden Augen hat sie von dir«, sagte Frank dann und sah verträumt zu seiner Frau, die sogleich errötete. Die Tochter kam wahrlich nach der Mutter. Dieselben braunen Rehaugen, dunkelbraune Haare und eine kleine Stubsnase. Wahrscheinlich würde sie ihrer Mutter später so ähnlich sehen, dass man sie für Geschwister halten könnte.

»Ach, du kleiner Charmeur«, sagte Hailey, noch immer peinlich berührt.

Obwohl sie nun schon mehr als fünf Jahre zusammen waren, schienen sie noch immer so verliebt wie am ersten Tag zu sein.

»So Mäuschen, jetzt geht's ins Bettchen«, sagte Frank.

Das Mädchen zog eine Schnute. »Nein. Noch nicht!«, kam es bockig. Frank hörte nicht darauf, hob seine kleine Prinzessin vom Stuhl und legte sie sich über die Schulter, sodass sie mit dem Kopf nach unten hing.

»Mag noch nicht ins Bett«, kicherte das Mädchen nun und kniff ihrem Vater leicht in den Rücken.

Hailey beobachtete die beiden, bis sie in dem Kinderzimmer verschwunden waren, und begann, die Küche aufzuräumen.

»So, jetzt gibt's noch eine Geschichte, und dann wird geschlafen«, legte Frank die Regeln fest, während er seiner

Tochter half, sich umzuziehen, und darauf achtete, dass sie sich die Zähne putzte.

»Na gut«, brummte die Vierjährige und ließ sich brav von ihrem Vater ins Bett bringen und zudecken.

Frank schnappte sich ein Märchenbuch und legte sich neben seine Tochter auf das Bett. Diesmal gab es die Geschichte von Rotkäppchen und dem bösen Wolf. Die verschiedenen Rollen im Buch sprach Frank natürlich in verschiedenen Stimmlagen, wie es sich für einen guten Vorleser gehörte.

Kurz bevor er die Geschichte zu Ende gelesen hatte, vernahm er das lauter gewordene Atmen seiner schlafenden ZuhörerIn. »Und sie leben glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende«, fügte er dem Märchen hinzu und schloss das Buch leise.

»Gute Nacht Prinzessin«, flüsterte er und drückte seiner schlafenden Tochter einen Kuss auf die Stirn. Er richtete noch einmal die Bettdecke und machte das Licht aus, bevor er fast lautlos das Zimmer verließ.

Frank und Hailey waren schon lange zu Bett gegangen, als es laut an der Tür klopfte. Die jungen Eltern fuhren aus dem Schlaf hoch. »Hast du das auch ...?«, begann Frank und bevor er den Satz beenden konnte, nickte Hailey bekräftigend.

Wieder klopfte es lautstark. Das Gewitter tobte draußen immer noch, aber man konnte mit Sicherheit sagen, dass dieses Geräusch nicht vom Donner verursacht wurde, sondern wirklich jemand an die Haustür klopfte.

»Ich geh' mal nachsehen«, beschloss Frank nun und stand verschlafen auf.

»Bist du verrückt? Es ist mitten in der Nacht. Wenn es wichtig ist, kommt er oder sie morgen früh wieder«, sagte Hailey vorwurfsvoll. Sie hatte Angst, das war ihr anzusehen.

Frank verstand ihre Sorge. Es war schon lange nach Mitternacht und draußen gewitterte es noch immer. Es war nun einmal eine Situation, die man aus Horrorfilmen kannte.

Aber dennoch entschied Frank, nachzusehen. »Und wenn jemand Hilfe braucht?«, fragte er seine Frau ebenso vorwurfsvoll.

Hailey hatte dem nichts entgegensetzen und zog ihren Bademantel über, bevor sie ihrem Mann folgte. Sie blieb etwas entfernt von der Haustür im Flur stehen und verschränkte die Arme vor der Brust.

Frank stand vor der geschlossenen Tür und erschrak, als es direkt vor ihm noch einmal klopfte.

»Wer ist da?!« Seine Stimme zitterte etwas. Eigentlich hätte es drohender klingen sollen, aber mehr war in der Situation einfach nicht drin.

Von draußen kam keine Antwort. Langsam griff Frank nach der Kette, welche die Tür verriegelte.

Kaum hatte er die Tür ein wenig geöffnet, wurde von draußen auch schon dagegen gedrückt.

Frank warf sich mit voller Kraft gegen die Tür, um sie wieder zu schließen. Nach einer kurzen Schrecksekunde eilte Hailey ihrem Mann zu Hilfe und stemmte sich ebenfalls gegen die Tür.

Das Holz begann zu knacken. Es war klar, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis entweder die Halterung oder die Tür selbst nachgab.

»Hol sie aus dem Bett und versteck dich mit ihr!«, befahl Frank seiner Frau flüsternd.

Hailey war hin und her gerissen. Sollte sie ihren Mann hier alleine lassen oder versuchen, sich und ihre Tochter zu retten? »Mach schon, los Hailey!«, brüllte Frank nun und Hailey rannte zum Kinderzimmer.

Die Vierjährige stand mit ihrem Teddy in der Hand in ihrer Zimmertür und rieb sich die müden Augen. »Warum so laut?«, fragte sie ihre Mutter vorwurfsvoll, als diese angerannt kam, und wurde dann von ihr hochgenommen und ins Schlafzimmer der Eltern getragen.

Nachdem die Tür mit allen möglichen Gegenständen verbarrikadiert war, beugte sich Hailey zu ihrer Tochter runter. »Mäuschen, hör mir zu. Du versteckst dich jetzt unterm Bett und egal was passiert, du gibst keinen Ton von dir und kommst nicht da raus, bis ich dir sage, dass es okay ist. Hast du verstanden?«

Die Panik in Haileys Gesichtszügen war deutlich zu erkennen.

»Aber warum?«, fragte das Mädchen nun verängstigt.

Hailey hörte, wie Holz splitterte, und konnte den Kampf zwischen Frank und dem Eindringling erahnen, bei dem sämtliches Inventar im Flur kaputt zu gehen schien.

»Hast du mich verstanden?!«, fragte Hailey nun lauter, ohne die Frage des Kindes zu beantworten.

Große Tränen bildeten sich in den Augen der Vierjährigen. Sie hasste es, wenn man sie anschrie. Doch sie nickte und leistete der Aufforderung ihrer Mutter Folge.

Das Mädchen krabbelte so weit unters Bett, wie es ging, den Teddy an sich gedrückt, und beobachtete die Füße ihrer Mutter, wie sie im Raum hin und her gingen.

Hailey wollte sich eine Waffe suchen, irgendetwas, um sich und ihre Tochter zu verteidigen. Die Wahl fiel schließlich auf einen Golfschläger ihres Mannes. Mit erhobenem Schläger in der Hand lauschte sie an der Tür.

Man hörte einen Schrei, dem ein dumpfer Aufprall folgte. Und dann trat Stille ein.

»Frank«, flüsterte Hailey leise. Wieder befand sie sich im Zwiespalt. Blieb sie mit ihrer Tochter hier drin oder räumte sie die Barrikade beiseite und sah nach, warum ihr Mann geschrien hatte.

Sie versuchte, sich zu beruhigen, um klare Gedanken fassen zu können, doch dann begann es an der Schlafzimmertür zu rütteln.

Das Schloss gab sofort nach, doch die schweren Schränke boten noch kurze Zeit Schutz.

Als sich die Gestalt, deren Gesicht unter einer schwarzen Kutte verborgen war, den Weg ins Zimmer bahnte, sauste Haileys Golfschläger heftig auf den Eindringling nieder.

Doch den schien das nicht sonderlich zu stören. Mit einem Griff verbog er Haileys Waffe.

Das Mädchen unterm Bett hielt sich die Ohren zu, während ihm unaufhörlich Tränen an den Wangen hinunterliefen. Es sah, wie die Füße ihrer Mutter langsam vom Boden abhoben. Das Wesen zog die junge Frau am Hals hoch und brach ihr das Genick. Polternd fiel der Körper zu Boden. Das Mädchen starrte die leblose Mutter an, deren Augen weit offen standen.

Die Vierjährige drückte den Teddy an sich und kniff die Augen zusammen. Sie wollte ihre Mutter nicht so sehen. Sie hörte, wie sich Schritte dem Bett näherten und gleich darauf wieder entfernten.

Klirrend zerbrach die Fensterscheibe, als der Mörder in schnellem Tempo das Schlafzimmer verließ. Die Kleine öffnete die Augen und konnte erkennen, dass erneut jemand ins Zimmer trat. Eine Hand näherte sich dem Körper ihrer Mutter. Als sich der Ärmel des Fremden nach oben schob, kam ein Tattoo zum Vorschein. Es hatte die Form eines Pentagramms, das den spiegelverkehrten Buchstaben Z enthielt.

Eine Hand befühlte den Hals der Toten und schloss ihr dann die Augen. Der fremde Mann fluchte leise. Die Vierjährige sah, wie seine Füße sich dem Fenster näherten und ebenfalls auf diesem Weg verschwanden.

Irgendwann schlief das Mädchen vor Erschöpfung in seinem Versteck ein.

Es wurde von Stimmen, die laut über den Flur hallten, wieder geweckt. Die Sonne ging gerade auf und tauchte das Schlafzimmer in einen hellen Orangeton. Das Mädchen sah einige Schuhpaare, die in das Zimmer ihrer Eltern traten. Diesmal kam ihr eine Stimme bekannt vor. Sie gehörte zu dem Nachbarn mit dem Pudel.

Schon trabte der Nachbarshund ins Zimmer. Nachdem er die Leiche ihrer Mutter kurz beschnüffelt hatte, krabbelte der Hund unters Bett und bellte aufgeregt. Der Nachbar und die beiden Polizisten blickten aufmerksam zum Bett und beugten sich runter, um nachzusehen. Einer der Polizisten zog die Kleine behutsam aus ihrem Versteck.

Er nahm das verängstigte Mädchen auf den Arm.

»Na, wer bist denn du?«, fragte er sanft, um sie nicht zu erschrecken.

Der junge Cop tätschelte behutsam den Kopf des Mädchens, das keinen Mucks von sich gab.

»Das ist die Tochter der Ermordeten. Sie heißt Jade«, gab der Nachbar preis.

»Ist schon eine Schande. Ich hab' ja vorgeschlagen, dass wir eine Nachbarschaftswache einführen, aber die beiden waren dagegen. Eigentlich sind sie an dem Unglück selbst schuld«, fuhr der Pudelpesitzer fort, während sein Hund quer durch das Haus lief und jeden Zentimeter beschnüffelte.

Der Polizist warf dem Nachbarn einen grimmigen Blick zu. Wie konnte er so etwas vor dem kleinen Mädchen sagen?

»Sie haben nicht mal die Befugnis, hier drin zu sein. Also schnappen Sie sich Ihre lockige Ratte und machen Sie, dass Sie aus dem Haus kommen, bevor ich Sie wegen Behinderung der Ermittlungen einbuchen lasse!«, wies er den Mann zurecht, wofür er einen erbosten Blick erntete.

Der Nachbar holte seinen Pudel und stapfte sichtlich beleidigt aus dem Haus.

Aber der Cop hasste es, wenn Passanten anriefen und sich daraufhin wie selbstverständlich das Recht herausnahmen, mit in ein Haus zu gehen. »Was machen wir jetzt mit ihr?«, fragte der Cop seinen Kollegen, der die Spurensicherung informiert hatte.

»Wir bringen sie zum Psychologen, schätze ich. Immerhin ist sie ein Augenzeuge. Und danach, falls sie keine lebenden Verwandten mehr hat, ... in das Waisenhaus«, antwortete der Kollege betroffen.

Der junge Polizist mit dem Kind auf dem Arm nickte und verließ mit dem Mädchen das Haus. »Jade heißt du also, hm?« Er erwartete eigentlich nicht mal eine Antwort, hoffte aber, das Kind zumindest aus seiner Erstarrung zu holen. Aber ohne Erfolg.

Er brachte das Waisenkind aufs Revier, wo sich der Polizeipsychologe einen ersten Eindruck machte. Dieser kam zu dem Schluss, dass das Mädchen dabei war, den Vorfall zu verdrängen, und wahrscheinlich keine für die Ermittlungen brauchbaren Informationen geben würde.

Die Kleine landete im Waisenhaus. Es fanden weiterhin Besuche beim Psychologen statt, doch in keiner der Sitzungen sprach das Kind ein einziges Wort.

Wochen und Monate vergingen. Erst als es dem Mädchen gelungen war, den Vorfall in den hintersten Winkel ihres Gedächtnisses zu verbannen, begann es sich wieder zu öffnen. Es sprach wieder, doch wenn man es auf den Tod seiner Eltern anredete, reagierte es nicht.

Es schien, als hätte die Kleine einfach alles vergessen.

EINS

Der Schuss

1

Ein Tag wie jeder andere?

*Es ist wichtiger, was ein Mensch durch die Schule wird,
als was er darin lernt.*

Karl Friedrich Lauckhard

Wie es üblich für mich war, kam ich an diesem Tag nicht aus dem Bett. Mit einem leisen Fluchen hatte ich nach dem Wecker getastet und wild darauf herumgedrückt, bis ich die richtige Taste erwischte hatte, und das nervende Ding endlich Ruhe gab.

Die vagen Erinnerungen an den Traum, den ich gehabt hatte, bevor das schrille Piepen der gnadenlosen Weckmaschine mich rausgerissen hatte, schwebten mir noch immer im Kopf herum. Mit geschlossenen Augen versuchte ich, mir das Szenario wieder ins Gedächtnis zu rufen, damit der Traum genau dort fortsetzte.

Nach kurzer Zeit war ich wieder da, wo nichts unmöglich war. In meinen Träumen.

Ich fand mich in der Turnhalle meiner Highschool wieder, wo, wie jedes Jahr, ein Homecoming-Ball stattfand. Um mich herum tanzten meine Mitschüler mit ihrer jeweiligen Ballbegleitung. Als ich an mir herunterblickte, sah ich, dass ich ein elegantes, schwarzes Kleid anhatte, welches mir bis zu den Kniekehlen reichte.

Für gewöhnlich hielt ich nicht sonderlich viel davon, mich schick zu machen. Es war einfach zu unbequem. Aber in diesem Moment fühlte ich mich gut. Ich fühlte mich hübsch, als

wenn ich auf einmal dazugehören würde. Ich war begehrt und beliebt.

Mein Blick schweifte durch den Raum. Ich wusste nicht genau, wen ich suchte, aber mein Herz begann zu rasen.

Dann sah ich ihn und ich wusste genau, dass ich genau diesen Mann gesucht hatte. Langsamem Schrittes kam er auf mich zu. Mit einem Lächeln auf den Lippen, welches mein Herz – und wahrscheinlich auch die Herzen vieler anderer Mädchen – fast zum Schmelzen brachte. Es schien, als wenn er in Zeitlupe auf mich zu kam. Als ob ein Scheinwerfer ihn beleuchtete und die Schüler um ihn herum bedeutungslos wurden.

Meine Mitschüler hörten auf zu tanzen und bildeten einen Kreis um uns herum. Er stand vor mir. Max Grant. Der Schulsprecher.

Derjenige, der von allen Mädchen der Schule und sogar von einigen Damen auf dem College angehimmelt wurde.

Derjenige, zu dem alle Jungen aufsahen und ihn als Freund haben wollten, um sich in seinem Glanz zu sonnen.

Er war einfach perfekt. Er hatte dunkelblonde Haare, die mit Gel in Form gebracht waren. Er war stolze einsachtzig Meter groß und hatte eine sportliche Statur. Seine Augen waren blau und schienen die dunkelste Nacht erleuchten zu können.

Meine Knie waren mit jedem Schritt, den er näher gekommen war, weicher geworden.

Er reichte mir seine Hand. Ohne zu zögern, legte ich meine Hand in seine. Er zog mich sanft zu sich und begann langsam, im Rhythmus der Musik, zu tanzen.

Normalerweise fand ich so langsame Musik ja nicht gerade prickelnd, aber jetzt kam sie mir gelegen!

Ich passte mich seinem Tanzen an, lehnte mich leicht gegen seine Brust und genoss den Moment. Ich schloss die Augen

und lächelte vor mich hin, wie es ein verliebter Teenager nun einmal tat.

»Jade?«, hörte ich ihn dann sagen und blickte zu ihm auf. Hatte ich mich verhört? Er klang gerade irgendwie wie meine Adoptivmutter.

»Jade! Wach auf, du kommst zu spät zur Schule!«

Wieder die mir allzu bekannte weibliche Stimme, die unpassenderweise aus dem Mund meines langjährigen Schwarms kam.

Als meine Adoptivmutter die Rollläden hochriss, war ich endgültig aus dem Traum herausgefallen. Ich fuhr im Bett hoch und sah entnervt zu der Traumzerstörerin. »Mann, Helen du bist voll fies!«, sagte ich vorwurfsvoll und ließ mich wieder zurück ins Bett sinken.

»Und du bist eine Schlafmütze die noch genau zwanzig Minuten Zeit hat, sich fertigzumachen und zu frühstücken, bevor der Schulbus kommt. Also, aufstehen, zack-zack!«, forderte Helen Campbell mich auf.

Sie hatte sich mit ihrem Mann Peter vor zwölf Jahren entschieden, mich zu adoptieren. Zwei Jahre hatte ich im Heim gelebt, weil ich als *schwer vermittelbar* eingestuft war, aber das Ehepaar hatte sich bereit erklärt, es mit mir zu versuchen.

Ich kann mich nicht mehr sonderlich an meine richtigen Eltern erinnern. Ich hab' lediglich ein Bild von den beiden, wo ich auch als Kind mit drauf bin, aber ansonsten ist mir nichts von ihnen geblieben.

»Ja, ich steh gleich auf«, seufzte ich und streckte meine Glieder. Es war morgens echt eine Qual, sich zu animieren, überhaupt aufzustehen.

Heute war mein letzter Schultag auf der Highschool und ich hatte noch keine Verabredung für den Homecoming-Ball. Und ich war mir auch sehr sicher, dass ich keine Einladung mehr

bekommen würde. Also entweder ging ich gar nicht hin, oder ich würde einfach meinen besten Freund Connor fragen, ob er mit mir hingehen würde.

Zwei nicht gerade vielversprechende Optionen. Nicht, dass ich Connor nicht nett fand, aber er war manchmal einfach nur oberpeinlich und schien dauerhaft hyperaktiv zu sein.

Im Halbschlaf machte ich mich also für die Schule fertig und trödelte rum, bis ich lediglich noch fünf Minuten Zeit hatte, um etwas zu essen.

Ich schaufelte mir Cornflakes in den Mund und versuchte, die Dinger in ganzen Stücken runterzuschlucken, um mit dem Kauen keine Zeit zu verschwenden.

Peter guckte kurz an seiner Zeitung vorbei, als ich mich verschluckt hatte und eine geschlagene Minute hustete. »Muss ich einen Krankenwagen rufen?«, fragte er mit gerunzelter Stirn und musterte mich kurz.

Peter war ein liebenswürdiger Mann, der einen etwas abgestumpften Humor hatte. Wenn man ihn nicht kannte, wusste man nie, ob er scherzte oder es ernst meinte. Im Gegensatz zu seiner Frau war er die Ruhe selbst.

Helen, die gerade schon eifrig am Geschirrspülen war, traf man eigentlich immer in voller Hektik an. Die beiden waren nicht nur vom Charakter her grundverschieden. Helen war eine kleine, zierliche Frau, während Peter ziemlich groß und etwas korpulent war. Aber, wie sagt man doch so schön? *Gegensätze ziehen sich an.*

Nachdem ich wieder normal atmen konnte und die Cornflakes endlich den Weg in meinen Magen gefunden hatten, holte ich zu einer Antwort aus. »Nein, ist nicht nötig«, beruhigte ich ihn und grinste flüchtig.

Peter schielte über seine Lesebrille hinweg und sah mich noch immer leicht besorgt an. »Vielleicht solltest du dein

Essen nächstes Mal nicht so runterschlingen wie eine Ente. Das würde dir die Erstickungsaktionen morgens ersparen«, gab mein Adoptivvater mir den Hinweis und widmete sich wieder seiner Zeitung.

»Ich hab' morgens nur zu wenig Zeit um ...«

Ich hörte das Hupen des Schulbusses, und, bevor ich aufspringen konnte, um nach draußen zu rennen, sah ich wie der Bus am Küchenfenster vorbeifuhr.

Seufzend lehnte ich mich auf dem Stuhl zurück und sah schuldbewusst zu Helen, die ihre Hände in die Hüften stemmte und mich streng ansah.

»Was trödelst du morgens auch immer so rum?«, fragte sie und schüttelte den Kopf.

Ich senkte meinen Blick. Es war wahrlich nicht der erste Tag, an dem ich den Bus verpasst hatte.

»Kein Stress. Ich fahr' sie zur Schule«, meinte der Mann, der sich hinter der Zeitung verbarg.

»Ich weiß nicht, wofür wir die Kosten für den Bus bezahlen, wenn du sie doch jeden zweiten Tag zur Schule bringen musst«, kam es von Helen, die noch immer erbost klang.

Peter faltete die Zeitung zusammen, setzte seine Lesebrille ab und stand auf. »Hol schon mal deine Sachen«, forderte er mich auf und ich verließ ohne Widerworte die Küche.

Ich wusste, dass Helen sich von ihrem Mann immer schnell beruhigen ließ, also war die Sache innerhalb von zwei Minuten geklärt, und Peter verabschiedete sich mit einem Kuss von seiner Frau.

»Fahr bloß vorsichtig!«, forderte Helen ihn noch auf.

»Klar, Schatz. Mach' ich doch immer«, bestätigte er, zog gemächlich seine Jacke an und nahm die Schlüssel in die eine und seine Aktentasche in die andere Hand.

Ich nahm meinen Rucksack und ging schon mal vor die Haustür. Mit wenigen Schritten stand ich bei dem Wagen von Peter.

Es war ein silberner Ford Taunus 1.6 GL. Der Wagen war schon ziemlich alt, aber solange er fuhr, würde sich mein Adoptivvater garantiert keinen anderen anschaffen. Er hing an dem Auto. Immerhin hatte er es schon ein paar Jahre, was man dem PKW auch ansah. Es gab ziemlich viele Schrammen, hier und da ein paar Beulen, und die Sitze im Inneren waren durchgesessen.

Nun kam auch Peter raus und schloss den Wagen auf. Ich hüpfte sofort auf den Beifahrersitz, schließlich waren wir schon spät dran.

Peter ließ sich natürlich wie gewohnt Zeit und stellte erst mal den Radiosender richtig ein, bevor er losfuhr. Gemächlich. Konstant zehn Meilen unter der Höchstgeschwindigkeit. Es war ein Wunder, dass wir nicht von Schnecken überholt wurden.

Ich schaute aus dem Fenster und versuchte, das Geträller des Radios zu überhören. Es war ein Oldiesender und Peter versuchte, die Texte mitzusingen. Folter am frühen Morgen. Erstens: Peter konnte kein Stück singen. Zweitens: Er konnte die Texte nicht richtig und sang nur einzelne Bruchstücke mit, bevor er wieder ins Nuscheln verfiel. Drittens: Er hatte das Fenster runtergekurbelt und die Musik war so laut, dass die Leute auf der Straße zu uns sahen und dann lachend anfangen zu tratschen.

»Halt an!«, meinte ich dann ein wenig lauter.

Erschrocken über meinen plötzlichen Ruf trat Peter mit voller Kraft auf die Bremse. Ich war ebenfalls erschrocken über die schnelle Reaktion meines Adoptivvaters und sah ihn verstört an. Kaum wollte ich meine Aufforderung erklären, da stieg auch schon Connor auf den Rücksitz.

»Wow. Das war doch mal eine starke Vollbremsung Mister C.«

Ich konnte in den Augenwinkeln sehen, wie Peter die Augen verdrehte. Er hatte meinem besten Freund schon so oft gesagt, dass er ihn nicht Mister C. nennen solle, aber dies blieb stets ohne Erfolg.

Als die Autos hinter uns anfangen zu hupen, setzte sich unser Ford wieder in Bewegung.

»Nächstes Mal sag bitte so was wie: *Oh guck mal, da ist Connor, können wir ihn mitnehmen?*«, meinte Peter dann und atmete tief durch. Der Schock saß ihm wohl noch in den Knochen. Wahrscheinlich hatte er gedacht, dass er irgendetwas angefahren hatte oder so was in der Art.

»Tut mir leid«, sagte ich und sah entschuldigend zu ihm. Er nickte nur.

»Aber Mister C. So eine Vollbremsung ist doch viel stylisher, als einfach rechts ran zu fahren. Sie könnten ja fast Stuntfahrer werden, bei Ihrer schnellen Reaktionszeit«, kam es dann vom Rücksitz.

Zu Connor musste man sagen, dass er eigentlich nie die Klappe halten konnte. Er redete einfach immer drauf los und versuchte, aus allem etwas Spaßiges zu machen. Manchmal war es wirklich witzig. An anderen Tagen ging mir das jedoch tierisch auf den Geist.

Weder ich noch Peter sagten etwas dazu.

Connor blieb kurze Zeit still, bevor er sich dann nach vorne beugte, um an das Radio zu kommen. »Wir können doch bestimmt mal den Sender wechseln oder? Das Gedudel ist ja nicht auszuhalten«, ohne auf eine Antwort zu warten, drückte mein bester Freund auch schon auf den Knöpfen rum.

Peter schlug dem jungen Mann, der auf dem Rücksitz saß, auf die Hand.

Connor zog daraufhin seine Hand zurück und sah beleidigt drein. »Aua«, brummte er leise und rieb sich die Hand.

Peter stellte seinen Sender wieder richtig ein. »Dieses *Gedudel*, wie du es nennst, ist *gute Musik*, du Kulturbanause! Mein Auto – meine Regeln!«, stellte er klar.

Die Szene entlockte mir doch ein kleines Schmunzeln und ich sah wieder aus dem Fenster. Die beiden verhielten sich manchmal echt wie kleine Kinder.

Und so begann die Diskussion zwischen den beiden, was denn nun gute Musik sei und was nicht, bis wir an der Schule angekommen waren.

»Viel Spaß euch beiden«, sagte Peter dann noch, als Connor und ich aus dem Wagen stiegen.

Ich ließ nur ein kleines Schnaufen verlauten, was nicht allzu begeistert klang.

»Letzter Tag«, kam es dann noch mal aus dem Wagen, bevor Peter davonrauschte, um zur Arbeit zu fahren.

Er war Versicherungsvertreter. Ich konnte mir nicht vorstellen, mein Leben lang in so einem Job zu arbeiten, aber für Peter schien das die Erfüllung seines Lebens zu sein. Selbst im Privatleben rechnete er Helen und mir vor, wie hoch unser Risiko war, bei einem Hausbrand oder sonstigen Sachen zu sterben. Und das war wirklich nichts, was man beim Abendessen hören wollte.

Die Realität sah leider anders aus als meine Träume.

Ich war weder begehrt, noch beliebt.

Max hat sich noch nie wirklich mit mir unterhalten, obwohl wir schon seit einigen Jahren dieselben Kurse besuchten.

Hier wurde man eher nach dem finanziellen Status und nach dem Aussehen beurteilt, anstatt nach Charakter und Intellekt. Die Gruppierungen, in denen man sich befand, entschieden, ob

man in der Schule zu dir aufsah, oder mit den Füßen auf dir herumtrat.

Die Cheerleader waren reich und schön. Sie wurden von allen Jungen vergöttert, während die Leute aus dem Schachklub als totale Streber abgeschrieben wurden, mit denen keiner etwas zu tun haben wollte.

Connor und ich gehörten eher zu den Leuten, auf denen man herumtrat, oder sie einfach gar nicht zur Kenntnis nahm.

Man konnte sich also denken, dass ich meiner Schulzeit nicht hinterher weinen würde.

Wir kamen passend zum Klingeln.

»Wir sehen uns beim Mittagessen«, sagte Connor und verschwand auch schon zwischen der Schülerschar, die sich in das Schulgebäude drängte.

Ich blieb erst mal an Ort und Stelle stehen, bis das Gedränge an der Tür nachließ, und betrat die Highschool dann ebenfalls.

Connor hatte in den ersten Stunden Sport, während ich mich mit Mathematik rumquälen musste. Für gewöhnlich hatte ich nichts gegen dieses Fach, doch heute war die Präsentation der Gruppenarbeiten. Ich befand mich, dank einer Auslosung, mit dem Cheerleader-Kapitän Claire Huston und ein paar ihrer Freundinnen in einer Gruppe.

Claire hasste mich schon seit dem ersten Tag, den wir beide an dieser Schule waren. Ich war in der Cafeteria gestolpert, der Teller mit der Pizza landete direkt auf ihrem Schoss und versaute sowohl ihre Hose als auch ihr Oberteil. Ich hab' mich mehrfach bei ihr dafür entschuldigt, aber da sie ziemlich eitel ist, war es für diese Blamage wohl mit Entschuldigungen nicht getan. Seither nutzt sie jedenfalls jede Chance, um mir eins auszuwischen oder mich irgendwie dumm dastehen zu lassen.

Aber mal abgesehen davon hatte ich noch einen Grund, sie zu hassen. Sie war mit Max Grant zusammen und da war es mir wohl auch vergönnt, sie nicht leiden zu können.

Die Gruppenarbeit wurde also mehr zur Einzelarbeit meinerseits. Claire rührte aus Protest keinen Finger, also mal abgesehen davon, dass sie sich die Nägel lackierte. Ihre Freundinnen konnte man in jeder Hinsicht als Dumpfbacken bezeichnen. Selbst wenn Claire ihnen nicht verboten hätte, mir zu helfen, hätten die es wahrscheinlich eh nicht gekonnt.

Aber die Cheerleader-Chefin konnte Konkurrenz generell nicht vertragen, aus dem Grund waren diese Freundinnen perfekt für sie. Sie taten, was man ihnen sagte, ohne groß nachzudenken, und Claire selbst stand immer schön im Mittelpunkt.

Ich betrat nach einer kleinen Wanderung durch die Schulflure endlich den Klassenraum von Mr Fletcher, unserem Mathelehrer. Kurz nachdem ich Platz genommen hatte, startete er auch schon mit dem Unterricht, und die Gruppen präsentierten ihre Erzeugnisse, falls man diese so nennen konnte.

Die meisten hatten einfach nur ein paar Zeichnungen aus dem Mathebuch abgemalt und versuchten nun mit Mühe, zu erklären, was genau sie da jetzt mit zeigen wollten. Einer schien einen Graphen für *Malen nach Zahlen* zu halten. Als Mr Fletcher fragte, wie er denn an sein Ergebnis gekommen war, zuckte er ratlos mit den Schultern und verwies auf die Lösungen im Mathebuch.

Als unsere Gruppe dran war, warf Claire mir einen giftigen Blick zu. Sie schien ja mal wieder fabelhafte Laune zu haben. Während die anderen drei aus meiner Gruppe sich hinter mir aufstellten, fing ich nun an, meine Arbeit vorzustellen. Es hörte keiner richtig zu.

Während ich vor mich hin erklärte, sah ich von einem Schüler zum anderen. Mein Blick blieb an Max hängen, der ebenfalls etwas mies gelaunt zu sein schien. Als ich darüber nachdachte, was ihn wohl bedrückte, geriet ich ins Stottern.

Claire schlug mir ihre Handfläche unsanft gegen den Hinterkopf.

Ich verzog das Gesicht etwas und warf ihr einen tödlichen Blick zu.

»Miss Huston. Keine Gewalt in meinem Unterricht, wenn ich bitten darf«, forderte Mr Fletcher auf und sah etwas grimmig in ihre Richtung.

»Was denn? Ich dachte die CD hat einen Sprung, da wollte ich nur weiterhelfen«, meinte sie.

Mr Fletcher seufzte und bewegte sich von der hinteren Reihe, aus der er die Präsentationen beobachtet hatte, wieder nach vorne.

»Setzt euch. Es ist euer letzter Schultag, und wie man sieht, stoßen alle Vorträge hier auf noch taubere Ohren als sonst.«

Es war wirklich um einiges lauter als sonst und zugehört hatte scheinbar auch niemand. Kein Wunder also, dass unser Lehrer keine Lust mehr hatte, noch ein Thema aufzugreifen.

Ich setzte mich also wieder auf meinen Platz und wartete, bis es endlich Mittag wurde. Den Rest der Mathestunde, sowie die Doppelstunde Chemie verbrachten wir mehr mit Herumsitzen als damit, wirklich etwas Sinnvolles zu machen.

Bevor ich zur Cafeteria ging, wartete ich auf dem Flur auf Connor. Es war unser üblicher Treffpunkt. Ich hasste die Tage, an denen ich kaum Kurse mit meinem Sandkastenfreund hatte. Wirklich viele nette Bekanntschaften hatte ich hier nicht und da war es echt schwer, ohne Gesprächspartner einen Schultag auszuhalten.

Connor ließ nicht lange auf sich warten und war mal wieder bestens gelaunt. Mir wurde die Laune jedoch von Claire ziemlich vermiest. Sogleich erzählte ich erst mal meinem besten Freund davon.

»Echt jetzt? Das ist ja mies! So ein Miststück!«, meinte er daraufhin.

»Das klang ja fast glaubwürdig«, sagte ich. Ich wusste, dass Connor auf Claire stand, und war dankbar, dass er trotzdem versuchte, mich zu trösten, indem er mir recht gab.

Ich konnte es ihm nicht verübeln. Claire war wirklich hübsch. Blonde, lockige Haare, ein makelloses Gesicht und eine weibliche Figur. Die meisten Jungen begannen fast zu sabbern, wenn sie in der Nähe war.

Ich hingegen war etwas unscheinbarer. Schulterlange, dunkelbraune Haare und braune Augen. Keine einssechzig Meter groß. Kein Wunder, dass man mich leicht übersah.

Als wir gerade in die Cafeteria einbiegen wollten, rannte jemand ungebremst in mich hinein. Meine Bücher flogen über den halben Flur und ich landete auf meinem Hintern.

»Ist alles okay?«, hörte ich Connor fragen. Ich nickte etwas, und nachdem ich mein Wohlbefinden bestätigt hatte, fing er heftig an zu lachen. Die Aktion musste wirklich lächerlich ausgesehen haben, und da meine Bücher krachend zu Boden gefallen waren, hatte ich auch sämtliche Aufmerksamkeit der anderen Schüler.

Meine Wangen erröteten leicht, als ich begann meine Bücher wieder einzusammeln. Bei dem letzten Buch, das ich aufsammeln wollte, kam mir jedoch eine andere Hand entgegen und hob für mich das Buch auf. Ich erhob mich langsam und sah zu demjenigen hoch, der mein Buch in der Hand hielt. Es war Max Grant.

»Tut mir leid, dass ich dich umgerannt habe«, entschuldigte er sich und sah mich mit seinen eisblauen Augen an.

»Ich ... ähm ... ist schon okay«, stotterte ich so vor mich hin und starrte den Schülersprecher einfach nur an.

Ich konnte sehen, wie Max kurz einen Blick über seine Schulter warf. Claire stand nicht weit entfernt von uns und beobachtete die Szene.

»Willst du mit mir zum Abschlussball gehen?«, fragte Max mich dann. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Claires Mund etwa zeitgleich mit meinem runterklappte. Wir waren wohl beide gleichermaßen erstaunt über diese Frage.

»Aber ... du und Claire ...?«, kam es erneut ziemlich stockend von mir. Oh Gott, war das peinlich. Ich schaffte es nicht mal mehr, richtige Sätze zu bilden.

»Nein. Wir sind nicht mehr zusammen«, meinte Max daraufhin und schüttelte unterstützend dazu noch den Kopf.

»Sie sagt ja!«, rief Connor laut, der noch immer neben mir stand. Das Lachen war ihm ebenfalls vergangen, als die unerwartete Frage kam. Er wusste über meine Schwärmerei Bescheid und konnte sich in der Situation wohl nicht mehr beherrschen, weil ich zögerte.

Ich warf ihm einen genervten Blick zu. Ich hatte fast das Gefühl, dass Connor gerade aufgeregter war als ich.

»Schuldigung. Ich geh' schon mal vor«, sagte mein bester Freund dann peinlich berührt und verschwand mit schnellen Schritten in der Cafeteria.

»Also?«, fragte Max erwartungsvoll und sah mich noch immer an.

»Ist okay«, sagte ich und versuchte, nicht allzu euphorisch zu klingen.

»Wunderbar. Ich hol' dich dann am Ballabend so gegen acht Uhr ab. – Joane, richtig?«, fragte er vorsichtshalber noch mal nach.

»Jade«, korrigierte ich.

»Oder so«, meinte er noch schmunzelnd, bevor er den Gang weiter entlang ging.

Es war schon traurig, dass er nach all den Jahren, in denen wir ein paar gleiche Kurse besuchten, nicht mal meinen Namen kannte. Ach egal – mich hatte der Schulsprecher gerade zum Ball eingeladen!

Nachdem Max um die Ecke gebogen war, atmete ich tief durch. Einige Schülerinnen starrten mich neidisch an, während ich bei Claire sehen konnte, dass ihr Gesicht sich rötete. Nicht aus Verlegenheit, sondern aus Wut.

Nun gab es einen Grund, warum sie mich noch mehr hasste. Hätten Blicke töten können, wäre ich wahrscheinlich genau in diesem Moment tot umgefallen.

Ich ging mit fast amüsiertem Gesichtsausdruck an ihr vorbei und suchte in der Cafeteria nach Connor. Kaum hatte ich kurz zu ihm gesehen, begann er auch wie wild zu winken, damit ich ihn ja nicht übersah.

Ich winkte kurz zurück, holte mir dann etwas zu essen und setzte mich mit meinem Tablett zu Connor an den Tisch. Ich konnte auf seinem Gesicht schon sehen, dass er gleich drauflos reden würde.

»Und geht ihr jetzt echt zusammen dahin? Ich wusste gar nicht, dass der mit Claire Schluss gemacht hat. Das ist echt ... wow«, brabbelte er.

»Ja. *Wow* trifft es ziemlich genau«, stimmte ich ihm zu.

»Kannst du mich mal kneifen? Ich glaube, ich träume schon wieder«, fügte ich noch hinzu.

Gesagt, getan. Connor zögerte nicht lange und kniff mir wirklich in den Arm.

»Au! Spinnst du?!«, fuhr ich ihn an und rieb die schmerzende Stelle an meinem Unterarm.

»Du hast doch gesagt, ich soll das machen«, erwiderte er und sah mich beleidigt an, weil ich ihn angeschrien hatte.

»Mann, das sagt man doch nur so«, meinte ich und trat ihm unter dem Tisch leicht gegen das Bein.

»Jetzt sind wir quitt«, legte ich fest und Connor nickte grinsend.

»Jade und Max sitzen auf dem Baum und *k-ü-s-s-e-n ...*«, fing er dann an, leise zu singen, und kicherte zwischenzeitlich wie ein kleiner Junge, der soeben jemandem einen Streich gespielt hatte.

»Bist du nicht etwas zu alt für so was?«, fragte ich meinen besten Freund und begann mich meinem Essen zu widmen.

»Ichühl' mich noch nicht zu alt dafür. Lass mir meinen Spaß«, sagte er noch immer belustigt und schlang dann den letzten Bissen seines Sandwiches runter. Er verstummte danach für ein paar Minuten, was nun wirklich nicht zu ihm passte.

Ich folgte seinem Blick und stellte fest, dass er Claire anstarrte, die mit ihren Cheerleader-Freundinnen an einem Tisch saß und ziemlich schlecht gelaunt aus der Wäsche guckte. Die Freundinnen schienen alle gleichzeitig auf sie einzureden. Wahrscheinlich sagten sie ihr, dass Max es eh nicht wert sei und sie jemand Besseren verdient habe.

»Oh nein. Vergiss es, Connor«, sagte ich direkt zu ihm, als mir klar wurde, was er vorhatte. Er wollte *Miss Perfect* doch nicht wirklich fragen, ob sie mit ihm zum Ball ging!

»Warum nicht? Jetzt ist wahrscheinlich meine einzige Chance. Heute ist nichts unmöglich, das hat man doch gerade bei dir und Max gesehen«, sagte er festentschlossen.

Ich kannte diese Tonlage und wusste, dass es keinen Sinn hatte, ihn davon abbringen zu wollen. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte man ihm das schlecht wieder ausreden. War bei mir ja nicht anders.

Also ließ ich Connor schweren Herzens in die Höhle der Bestie gehen und sah dabei zu, wie sie ihm wahrscheinlich das Herz rausreißen würde. Ich konnte von meinem Platz aus nicht verstehen, was sie redeten, doch Connor schien Claire gerade seine Liebe zu gestehen und sie fast anzubetteln, mit ihm zum Ball zu gehen. Na, wenn das mal gut ging.

Claire schien kurze Zeit zu lächeln. Sie dachte bestimmt, das wäre nur ein Scherz, doch als sie begriff, dass er es ernst meinte, verpasste sie ihm eine Ohrfeige. Man hörte das Klatschen in der ganzen Cafeteria.

Ich verzog mitfühlend das Gesicht und sah zu wie Connor mit gesenktem Kopf wieder zu mir übertrötete.

»Ich glaub', ich geh' nicht zum Ball«, sagte er frustriert und ließ sich wieder auf seinem Platz sinken. Man konnte den Handabdruck von Claire deutlich auf seiner Wange erkennen. Der Arme.

Ich schenkte mir ein *Ich hab's dir doch gesagt!* oder *Warum hörst du nicht auf mich?*

»Ich hätte aber gerne, dass du dabei bist. Du kannst doch Ashley fragen, ob sie mit dir hingeht. Ihr versteht euch doch prima«, versuchte ich ihn zu trösten.

Ashley war ein Mädchen aus dem Wissenschaftsclub. Ich war mir ziemlich sicher, dass sie noch kein Date für den Ball hatte und da die beiden irgendwie auf derselben Wellenlänge waren, würden sie doch ein hübsches Paar abgeben.

»Ja. Du bist ja leider schon vergeben«, meinte er immer noch ziemlich mies gelaunt.

Oh ja. Ich hatte ein Date zum Abschlussball, womit ich nicht gerechnet hatte. Wahrscheinlich wär' ich wirklich mit Connor dort hingegangen, wenn es den Zwischenfall mit Max nicht gegeben hätte. Wobei ich garantiert nur Glück hatte, ihm als Erste über den Weg gelaufen zu sein, nachdem er mit Claire Schluss gemacht hatte.

Als es erneut klingelte, begannen die letzten beiden Stunden. Diesmal war es Englisch. Auch hier wurde nichts Anspruchsvolles mehr gemacht. Aber ich hatte zum Glück Connor, der mich bei Laune hielt.

Es war kaum zu fassen, wie schnell der Gute-Laune-Pegel bei ihm wieder in die Höhe schnellen konnte. Mich hätte an seiner Stelle die Sache mit Claire total frustriert und ich hätte mindestens eine Woche lang schlechte Laune gehabt. Aber zu meinem besten Freund passte schlechte Laune wirklich nicht. Ich hatte ihn so kennen und lieben gelernt und hoffte, dass er sich niemals ändern würde.

Die beiden Stunden gingen mit Connor an meiner Seite wie im Flug um. Somit war heute mein letzter Schultag gewesen.

Wirklich hinterhertrauern werde ich der Highschool bestimmt nicht, aber ich werde wohl ein paar Leute vermissen. Vor allem, dass ich Connor nicht mehr jeden Tag sehen werde, stimmte mich traurig. Ich ging zum College und er begann eine Lehre als Informatiker.

Aber erst mal stand uns noch der Ball bevor.

2

Zukunftsplanung

*Der Blick in die Zukunft ist ein Blick
in die Gegenwart von Morgen.*

Peter v. Krusenstern

Seitdem ich keine Schule mehr hatte, konnte ich immerhin ausschlafen. Aber ob das ein guter Tausch gegen die chronische Langeweile war, die sich schon nach zwei Tagen ohne Unterricht zeigte? Wohl eher nicht.

Außerdem hatte ich schon seit ein paar Wochen ein ungutes Gefühl in der Bauchgegend, weil ich immer noch nicht wusste, auf welches College ich gehen sollte, beziehungsweise wo ich angenommen wurde. Das Zeugnis, mit dem ich mich beworben hatte, war recht gut gewesen, also erhoffte ich mir zumindest *eine* Zusage.

Meine Adoptivmutter hatte mir verboten, mich an Colleges zu bewerben, die zu weit von Boston entfernt waren. Also hab' ich mich am Boston College, Emerson College, Cambridge College und am Harvard College beworben. Helen hatte die letztere Bewerbung einfach ohne mein Einverständnis abgeschickt.

Es war wohl eher eine Utopie, dass ich jemals an einer Universität wie Harvard, Yale oder Stanford studieren würde. Uns fehlte sogar schon das Geld, um die Schule überhaupt zu bezahlen. Also erwartete ich zumindest *eine* Absage.

Aber auch wenn ich eine Zusage vom Boston College kriegen würde, hätte ich nicht vor, bei meinen Adoptiveltern zu bleiben. Ich hab' bisher nur mit Peter darüber geredet. Wie üblich nahm er das Ganze locker und regte sich nicht auf. Wir hatten beschlossen, Helen vorerst nichts davon zu erzählen.

Dieses Gefühl, nicht zu wissen, was man in der Zukunft machen wird, konnte einem echt den ganzen Tag vermiesen. Es zog einen runter, wenn man nicht richtig wusste, was auf einen zukam. Ich kannte dieses Gefühl bisher noch nicht. Immerhin musste ich noch nie selbst entscheiden, wohin meine Zukunft führen sollte. In der Zeit an der Highschool wusste ich, was mich nach den Sommerferien erwartete, doch jetzt hing meine Zukunft von den Leuten ab, die meine Bewerbung empfangen. Ein wirklich beunruhigendes Gefühl.

Aber wenigstens im Schlaf hatte ich meine Ruhe vor dieser nervlichen Belastung. So war ich an diesem Tag bis um elf Uhr von Zukunftsängsten befreit, danach kam Helen ins Zimmer gerannt und weckte mich. Sie machte das Licht ohne Vorwarnung an, sodass ich die Augen so schnell wieder zu gemacht hatte, wie ich sie geöffnet hatte.

»Mann, sag doch vorher was«, brummte ich verschlafen. Danach hörte ich sie wieder reden, doch ich verstand nicht, was sie sagte. Sie sprach so schnell und schniefte zwischenzeitlich mal, was es echt schwer machte, sie zu verstehen.

»Kannst du das noch mal so wiederholen, dass man dich versteht?«, fragte ich nach. Erst wurde man geweckt und dann verstand man nicht mal, warum.

Man konnte Helen ansehen, dass sie total aufgeregter war und erst mal durchatmen musste, bevor sie erneut ansetzte. »Du hast Post! Ich hab's schon geöffnet. Ich war neugierig, tut mir

leid. Aber du bist angenommen. Am Harvard College«, sagte sie erneut total euphorisch.

Mit einer schnellen Bewegung saß ich kerzengerade im Bett. Die Müdigkeit, mit der ich gerade gekämpft hatte, war verschwunden. Erst jetzt fiel mir auf, dass Helen einen Zettel in der Hand hielt.

»Oh mein Gott. Zeig schon her!«, forderte ich sie auf und riss ihr direkt den Brief aus der Hand, als sie nah genug bei mir war. Die Zeilen überflog ich mindestens fünf Mal, um sicher zu gehen, dass ich keine Einzelheit verpasste. Ich war wirklich angenommen. Das war unmöglich. Am nächsten Tag sollte ein Vorstellungsgespräch stattfinden wegen eines Stipendiums.

»Was, wenn ich das Stipendium nicht kriege?«, fragte ich dann in die Stille hinein. War ja klar, dass ich einen Punkt finden würde, der die Freude dämmte.

Aber Helen schien schon darüber nachgedacht zu haben. »Dann nehmen wir einen Kredit auf«, sagte sie entschlossen.

Ich öffnete den Mund um, etwas zu sagen, doch dann redete sie sofort weiter.

»Keine Widerrede. Das ist deine Chance. Warten wir erst mal morgen ab, vielleicht kriegst du das Stipendium. Lass uns die Diskussion also verschieben, okay?«, fragte sie und lächelte mich an.

Ich nickte stumm. Sie hatte recht. Vielleicht sollte ich nicht immer so pessimistisch sein.

»Okay. Und jetzt raus aus den Federn, wir müssen dir noch was Hübsches zum Anziehen kaufen. Für den Ball und für morgen«, sagte Helen schon hellauf begeistert. Sie liebte es, Klamotten zu kaufen.

Ich hingegen hasste es. »Na gut«, meinte ich wenig begeistert und stieg langsam aus meinem gemütlichem Bett. »Ich komm gleich runter«, fügte ich dann noch hinzu.

Nachdem Helen strahlend das Zimmer verlassen hatte, ging ich duschen und zog mich an. Ich hatte es immer noch nicht richtig realisiert, dass ich wirklich nach Harvard gehen konnte.

Sonst nehmen die nur Schüler mit reichen, angesehenen Eltern und vielen sonstigen Leistungen. Von Schülersprecher bis zu Tierschützerin. Ich hatte weder das eine, noch war ich das andere. Das Einzige, was mich qualifizierte, waren recht gute Noten, aber die hatten wohl alle Bewerber.

Während ich in den Spiegel schaute und mir die Haare föhnte, dachte ich weiter über einen Grund nach. Es war wohl einfach nur Glück. Ich war nichts Besonderes. Meine Ausstrahlung war nicht berauschend, ich hatte keine erwähnenswerten Talente und besonders hübsch war ich meiner Meinung nach auch nicht.

Ich schien wohl gerade eine Glücksträhne zu haben. Erst Max und jetzt Harvard. Fehlte nur noch, dass ich im Lotto gewann und meine Ausbildung bezahlen konnte, wenn ich das Stipendium nicht bekam.

»Jade!«, hörte ich Helen rufen. Ihre Stimme wurde gedämpft durch die Türen, die zwischen ihr und mir lagen. Ich hatte in der ersten Etage mein eigenes Reich. Drei Zimmer mit Bad.

Ich konnte wirklich nicht klagen, doch wenn die Campbells bald eine Hypothek wegen mir aufnehmen mussten, konnte ich das ganz schnell verlieren. Ich musste mich morgen also anstrengen. Mich perfekt präsentieren. Und dazu brauchte ich wohl wirklich neue Klamotten.

Mit schnellen Schritten ging ich aus dem Bad und die Treppen runter. »Schon da«, sagte ich zu meiner Adoptivmutter, die bereits in den Startlöchern stand.

Peter hatte ebenfalls eine Jacke an. Er hatte heute frei und wurde wahrscheinlich von seiner Frau gezwungen, mitzufahren. »Glückwunsch«, meinte er und drückte mich

kurz. Wenigstens flippte er nicht so aus wie meine Mutter. Er war wirklich der Ruhepol der Familie und ohne ihn wäre das Leben mit Helen wohl ziemlich anstrengend.

»Danke«, sagte ich und klopfte ihm leicht auf den Rücken.

»Du kommst auch mit?«, kam dann sofort meine Frage, nachdem wir uns voneinander gelöst hatten.

»Notgedrungen«, flüsterte er leise.

Ich schmunzelte. Da hatte ich wohl richtig geraten.

»Und ich muss Connor bei Laune halten, bevor er anfängt zu quengeln, wenn's ihm zu lange dauert«, fügte er noch hinzu.

»Connor kommt auch mit?«, fragte ich und runzelte die Stirn.

»Ja, Connor kommt auch mit«, hörte man aus der Küche und einen kurzen Moment kam mein bester Freund kauend aus der Küche. Er hatte einen Donut in der Hand und Puderzucker unter der Nase kleben. »Ich brauch' doch einen Anzug und meine Eltern haben keine Zeit, mit mir loszugehen«, erklärte er und schob sich den Rest des Donuts in den Mund.

Connors Eltern hatten wirklich kaum Zeit. Obwohl ich schon so lange mit ihm befreundet war, hatte ich sie kaum gesehen, geschweige denn, richtig kennengelernt. Es war also kein Wunder, dass er ständig bei uns war. Immerhin bemutterte Helen ihn ebenso wie mich.

»Junge ... so nehm' ich dich nicht mit. Du siehst aus, als hättest du dir gerade etwas reingezogen. Wie high kommst du ohnehin schon manchmal rüber«, brummte Peter vor sich hin. Er wollte das Ganze garantiert schnell hinter sich bringen.

Connor sah in den Spiegel, der bei uns im Flur hing, und kicherte vor sich hin, als er sich den Puderzucker von der Nase putzte. Danach sah er zu mir und fiel mir regelrecht um den Hals. »Boah, Harvard! Das ist voll der Hammer!«, schrie er mir ins Ohr.

Wie ich Helen kannte, hatte sie wahrscheinlich erst mal jeden angerufen, den sie auch nur im entferntesten kannte, und die Nachricht verbreitet.

»Ja. Da hast du vollkommen recht«, meinte ich grinsend und schob ihn von mir weg, als er irgendwie nicht mehr loslassen wollte.

»Sorry, aber ich freu mich so«, meinte er ganz hibbelig und grinste mich an.

Irgendwie schienen sich alle mehr zu freuen als ich. Mir schwebte der Vorstellungstermin am nächsten Tag im Kopf rum. Und ich war ziemlich nervös deswegen.

»Los jetzt«, forderte Peter uns auf und ging voran zum Auto. Connor und ich nahmen hinten Platz, während Helen sich auf dem Beifahrersitz niederließ. Die Fahrt in die Stadt dauerte nicht allzu lang. Peter parkte in der Nähe eines Ladens, in dem noble Kleidung verkauft wurde. Es war ein Klamottengeschäft, um das Connor und ich wohl sonst einen großen Bogen machten. Ich hatte nicht mal gewusst, dass es so einen Laden dort gab.

Kaum waren wir drinnen, schwärmte Helen schon aus, um ein Kleid für mich und einen Anzug für Connor zu suchen. Peter ließ sich, ohne einen Blick an die Kleidung zu verschwenden, auf einer Sitzgelegenheit bei den Umkleiden nieder.

»Na gut, dass deine Mutter dabei ist«, meinte Connor und warf mir einen kurzen, etwas hilflosen Blick zu. Wir standen noch im Eingangsbereich und wussten weder, wonach wir gucken sollten, noch, wo wir überhaupt starten sollten.

»Ja, und bevor du dir irgendwas in Neonfarben aussuchst, lass sie lieber machen«, sagte ich grinsend.

»Ich weiß, dass ich unter Geschmacksverirrung leide, das musst du mir nicht immer unter die Nase reiben«, sagte er gespielt beleidigt und pikste mir in die Seite. Ich schrie kurz

auf, weil ich mich erschrocken hatte, und wurde daraufhin knallrot, da uns alle anstarrten. Die Verkäufer waren es wohl nicht gewohnt, dass Teenager hier ihr Unwesen trieben und etwas lauter als der Rest der Kundschaft waren.

»Blödmann«, zischte ich ihm leise zu und schlug ihm mit der Faust gegen den Oberarm.

Connor verzog das Gesicht und rieb sich über die schmerzende Stelle. »Nicht immer so brutal. Das gibt garantiert einen blauen Fleck«, murrte er und warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu.

Kurze Zeit später kehrte auch schon Helen zurück und drückte jedem von uns ein paar Kleidungsstücke in die Hand. Connor und ich gingen direkt zu den Umkleiden und probierten die Sachen an. Helen nahm neben Peter Platz, der scheinbar versuchte, mit offenen Augen einzuschlafen.

Während Connor sich seinen Anzug schon ausgewählt hatte und bereit zum Abmarsch war, hatte ich noch Entscheidungsprobleme. Ein schwarzes Kleid oder doch das dunkelrote? Helen war natürlich sofort zur Stelle und riet mir zu dem roten Kleid. Damit es nicht noch länger dauerte, stimmte ich zu.

Als ich das Kleid auszog, schwirrte meine Adoptivmutter erneut los, um Sachen für mein Vorstellungsgespräch auszusuchen.

Während ich ein paar Minuten in der Umkleidekabine wartete, hörte ich wie Connor und Peter anfangen, *Ich sehe was, was du nicht siehst* zu spielen. Ich grinste in mich hinein und nahm die Sachen an, die mir in die Kabine gereicht wurden.

Der Rock wurde sofort aus der Auswahl gestrichen. Röcke waren nicht so mein Ding. Ich fühlte mich in ihnen unwohl und morgen brauchte ich alles, was ich an Selbstbewusstsein hatte,

und konnte es mir nicht leisten, ständig an dem Rock rumzuzupfen, weil ich sicher gehen wollte, dass er richtig saß.

Ich entschied mich für eine schwarze Hose und eine kurzärmelige, karierte Bluse.

Nachdem ich mich wieder in mein Alltagsoutfit geworfen hatte, bezahlten wir und verließen so schnell wie möglich das Geschäft.

»Ich dachte, ich sterbe da drin vor Langeweile«, sagte Connor, kurz nachdem wir draußen waren.

»Ich fand's schön«, kam dann von Helen, die gar nicht verstehen konnte, dass sowohl Connor als auch ihr Mann ziemlich entnervt dreinblickten.

Für mich war es gerade noch ertragbar gewesen, aber ich konnte die beiden verstehen. Immerhin saßen sie eine Weile einfach nur rum und mussten auf mich warten.

»Gehen wir noch Eis essen?«, fragte Connor, nachdem wir uns ins Auto gesetzt hatten.

Peter nickte und so war unser nächster Halt eine Eisdiele. Der Tag meines besten Freundes war somit gerettet.

Den Rest des Abends verbrachte ich damit, mich auf das Vorstellungsgespräch vorzubereiten. Ich versuchte mir jede Antwort auf Fragen, die man mir stellen könnte, zurechtzulegen, damit ich bloß nicht ins Stocken kam.

Die Nacht verbrachte ich fast schlaflos. Ich hatte noch nie ein Vorstellungsgespräch gehabt und war total aufgeregt.

Im Gegensatz zu sonst war ich hellwach, als mein Wecker klingelte. Ich stand langsam auf und machte mich für meinen Termin fertig. Die spießige Kleidung war für mich doch gewöhnungsbedürftig, aber damit kam ich besser klar als mit meiner Nervosität.

Als ich fertig war, ging ich in die Küche und setzte mich an den gedeckten Tisch. Peter war wie üblich mit seiner Zeitung beschäftigt, während Helen schon am Frühstück war.

Ich sah auf meinen Teller, auf dem ein Pfannkuchen lag, trank aber lediglich ein Glas Orangensaft. Mir war schlecht und da würde ich keinen Bissen runterbekommen.

»Nervös, hm?«, fragte Peter und faltete die Zeitung zusammen. Ich nickte, sah ihn an und fühlte mich bemitleidenswert.

»Ach, du kriegst das schon hin«, meinte er zuversichtlich. Beruhigend waren diese Worte für mich nicht. Das sagte man ja immer, aber es war keine Garantie, dass man wirklich nicht versagte.

»Also meinetwegen können wir los«, meldete sich mein Adoptivvater nach ein paar Minuten.

Normalerweise war Helen morgens in Plauderstimmung, doch heute blieb sie ungewohnt ruhig. Bestimmt hatte Peter sie zuvor gebeten, mir nicht so viele Fragen zu stellen und mich nicht sonst irgendwie noch nervöser zu machen. Sie wünschte mir viel Glück und ich stieg mit Peter in den Wagen. Ich war froh, dass er mich fuhr. Er strahlte eine Ruhe aus, die abfärbte.

»Wenn's nicht klappt, dann klappt's eben nicht. Ich bin trotzdem stolz auf dich«, sagte er, nachdem wir losgefahren waren.

»Danke, Dad«, antwortete ich und warf ihm einen kurzen Blick zu. Für gewöhnlich sprach ich meine Adoptiveltern mit Vornamen an, doch manchmal vergaß ich, dass ich einen anderen Nachnamen hatte und die Campbells nicht meine leiblichen Eltern waren. Sie waren so gut zu mir.

Ich wüsste nicht, ob ich jemals ein Kind adoptieren würde, oder überhaupt ein Kind haben wollte. Es war immerhin nicht

leicht, ständig eine Vorbildfunktion zu haben und immer geduldig zu sein, wenn einem ein heulendes Kind auf die Nerven ging.

Aber mit solchen Gedanken sollte ich mich wohl jetzt nicht rumschlagen. Jetzt stand erst mal das Vorstellungsgespräch an.

Die Fahrt nach Cambridge zog sich etwas hin. Die meiste Zeit wurde geschwiegen oder wir redeten über belanglose Dinge. Das Wetter, Schule und sogar Fußball.

Je näher wir der Universität kamen, desto mehr krallte ich mich in den Autositz. Ich hatte die völlige Panik. Was, wenn ich mich blamierte? Oder mich nicht orientieren konnte und zu spät kam? Was wenn ich mich doch nicht richtig vorbereitet hatte?

»Können wir wieder zurückfahren?«, fragte ich dann etwas kleinlaut, als Peter am Campus anhielt.

»Tz. Du spinnst doch. Ich bin doch jetzt nicht umsonst hierhin gefahren. Na los Schatz. Du packst das schon«, sagte Peter daraufhin.

Ich nickte schwach und stieg nach einer kurzen Verabschiedung aus. Mein Adoptivvater fuhr weiter und ich stand völlig unschlüssig am Campusgelände. Ich musste zu einem Professor James Layton, aber wie sollte ich den finden? Mein Blick wanderte ratlos durch die Gegend, während ich langsam auf das größte Gebäude zusteuerte.

Mir kam, als ich die Tür öffnete, ein Schwarm schnatternder Studentinnen entgegen. Mit einem abwertenden Blick wurde ich gemustert. Hier schien es ebenfalls wie in der Highschool zu sein. Es gab Streber, mit denen aus Prinzip niemand etwas zu tun haben wollte und Leute wie Claire. Reich, schön und deswegen natürlich auch beliebt.

Mit einem bedrückten Gefühl im Magen, dass meine Collegezeit wohl genau so werden würde wie meine Highschooljahre, betrat ich dann das Gebäude.

Einige Minuten blieb ich am Eingang, bevor ich mich auf die Suche nach dem Büro von Professor Layton machte.

Seine Sekretärin brachte mich schließlich zu meinen Mitbewerbern, die ebenfalls um das Stipendium kämpften. Ich schluckte, als ich den Raum betrat. Es waren ganz schön viele, die sich für ein Gespräch qualifiziert hatten.

Wieder trafen mich Blicke, bei denen ich am liebsten im Erdboden versunken wäre. Nicht bloß abwertende Blicke, sondern regelrechte Todesblicke. Gut. Wir waren Konkurrenten, aber so etwas wie »Möge der Beste gewinnen«, schienen die wohl nicht zu kennen.

Ich setzte mich also und wartete darauf, dass ich an der Reihe war. Mit Jedem, der vor mir aus der Reihe verschwand, wuchs meine Panik vor dem Gespräch. Die Ängste, die ich schon im Auto empfunden hatte, waren zurückgekehrt.

Schließlich wurde mein Name aufgerufen und ich folgte der Sekretärin in das Büro vom Schuldirektor.

Die Augen des grauhaarigen Mannes schielten über seine Brillengläser hinweg und sahen mich an. Die ernste, fast Furcht einflößende Mimik des Mannes wandelte sich zu einem sanften Lächeln. Sogleich fiel die Anspannung von mir ab.

Ich hatte gar nicht bemerkt, dass die Sekretärin sich auf den Weg aus dem Zimmer gemacht hatte, und erschrak deshalb, als die Tür hinter ihr ins Schloss fiel.

»Setzen Sie sich doch, Miss Danes«, sagte der Schulleiter überaus freundlich und wies mit einer Geste auf den Stuhl, der seinem Tisch gegenüberstand. Ich dankte und setzte mich.

»Jade Danes, achtzehn Jahre, Notendurchschnitt von Eins Komma Zwei«, entnahm er meinen Bewerbungsunterlagen.

Ich nickte, um zu bestätigen, dass die Angaben korrekt waren.

»Lassen wir den formellen Kram beiseite. Erzählen Sie mir etwas über sich und warum genau Sie das Stipendium bekommen sollten«, forderte er mich auf und klappte meine Bewerbungsmappe zu, während er mich prüfend ansah.

Es geschah, was ich befürchtet hatte. Er stellte offene Fragen, die ich nicht auf Anhieb beantworten konnte.

Er bemerkte mein Zögern und stichelte nach: »Einfach spontan antworten.«

Wenn man schnell antworten musste, konnte man keine glaubhaften Lügen erfinden. Das schien er zu wissen.

»Ähm ... ich bin charakterlich eher der ruhige Typ. Ich falle nicht gerne auf und bin recht erfolgreich darin, keine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Ich bin ziemlich ehrgeizig, aber kann mir nicht wirklich erklären, womit ich es verdient habe, hier angenommen zu werden, geschweige denn das Stipendium zu bekommen«, gab ich zu.

Der Mann mir gegenüber blieb still. Wahrscheinlich hatte er erwartet, dass ich irgendwelche auswendig gelernten Qualifikationen aufsagen würde. Nach einer kurzen Schweigeminute nickte er.

Ich konnte nur raten, ob dieses Nicken nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war.

»Wir haben eine Empfehlung von einem unserer angesehensten Gastprofessoren bekommen, der wohl der Ansicht ist, dass Sie gut an unsere Schule passen würden«, sagte er dann.

Es war also eine Empfehlung und nicht meine eigene Leistung, dass ich hier auf diesem Stuhl saß? Die Verwunderung war mir sicherlich anzusehen.

Eine Empfehlung? Ich kannte niemanden, der in Harvard zur Schule ging, und erst recht keinen der Professoren.

»Wer ist denn dieser Gastprofessor?«, fragte ich neugierig nach.

»Das tut nichts zur Sache. Wir melden uns dann bei Ihnen«, gab er freundlich zurück, bevor er so tat, als ob ich schon aus dem Raum wäre, und in die nächste Bewerbungsmappe guckte.

»Okay. Auf Wiedersehen«, verabschiedete ich mich und verließ das Zimmer und schließlich im Eiltempo auch das Gebäude.

Das Vorstellungsgespräch hatte nun zehn Minuten gedauert, während ich geschlagene zwei Stunden gewartet hatte. Ob das nun ein gutes oder schlechtes Zeichen war?

Nachdem ich den Campus verlassen hatte, rief ich Peter an. Kaum fünf Minuten musste ich warte, da kam er auch schon zum vereinbarten Treffpunkt und ich stieg ins Auto.

Ich zermarterte mir den Kopf über das, was Professor Layton gesagt hatte. *Empfehlung von einem Gastprofessor*. Ich konnte mir da keinen Reim drauf machen. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Verwechslung.

Nachdem Peter gefragt hatte, wie es gelaufen sei, und ich daraufhin meinte, dass ich es nicht einschätzen könne, wurde die restliche Fahrt geschwiegen.

Mit Helen als Fahrerin wäre das alles stressiger geworden. Sie hätte mich nach jedem Detail gefragt, obwohl man mir eigentlich ansehen konnte, dass ich keine Lust hatte zu reden.

Helen war glücklicherweise am Abend nicht zu Hause. Somit würde ich wohl erst am nächsten Morgen Frage und Antwort stehen müssen.

Während ich den restlichen Tag auf meinem Bett rum lag und mich von den Strapazen erholte, durchsuchte ich das

Internet nach Harvards Gastprofessoren. Der Erfolg, einen mir bekannten Namen zu finden, blieb jedoch aus.

Wer war es bloß, dem ich die Annahme an Harvard und die Chance auf ein Stipendium zu verdanken hatte?

3

Ein Abschlussball mit Folgen

*Die meisten Erinnerungen sind Wasserpflanzen,
die nur von Tränen leben.*

Jean Paul

Der Abend meines Abschlussballs war da und meine Nervosität war grenzenlos. Ich fragte mich ob Max sein Versprechen wirklich halten würde und um zwanzig Uhr vor meiner Haustür stehen würde.

Helen war wahrscheinlich noch aufgeregter als ich. Blieb nur zu hoffen, dass sie Max nicht direkt um den Hals fiel. Das wäre für mich mehr als peinlich und ich wollte es vermeiden, dass der Schulsprecher sofort von meiner Familie vergrault wurde. Auch wenn ich womöglich nur jemand war, der Claire eifersüchtig machen sollte, hatte ich vor, mich von meiner besten Seite zu zeigen.

Connor hatte es gut. Er ging mit Ashley zum Ball, die er schon lange kannte. Sie wussten, dass die Harmonie zwischen ihnen stimmte, aber ich wusste im Grunde fast gar nichts von meiner Ballbegleitung, geschweige denn er von mir.

Selbst wenn er wirklich hier auftauchte, blieb zu hoffen, dass es ein wunderschöner und nicht peinlicher Abend werden würde.

Während ich normalerweise nur einen flüchtigen Blick in den Spiegel warf, brauchte ich diesmal geschlagene zwei Stunden, bis alles zu meiner Zufriedenheit war.

»Schatz! Es ist kurz vor acht!«, rief Helen hoch.

»Ich weiß. Ich komme gleich«, antwortete ich ihr.

Mit meinem dunkelrotem Kleid, Hochsteckfrisur und Schminke im Gesicht ging ich dann die Treppe runter. Sofort wurde ich von dem Blitzlicht unseres Fotoapparates begrüßt.

Helen stand am Treppenansatz und sah mit Tränen in den Augen zu mir hoch.

»Jetzt fang bloß nicht an zu heulen«, warnte ich sie. Ihre Sentimentalität war manchmal kaum auszuhalten. Ich hasste es, wenn sie weinte.

»Schuldige, aber gestern warst du noch mein kleines Mädchen und jetzt bist du schon erwachsen«, meinte sie tieftraurig und machte einen Schmollmund.

»Helen, reiß dich mal zusammen, ja?«, kam es dann von Peter, der das Szenario beobachtet hatte. Ich formte mit meinen Lippen ein tonloses *Danke*, als Peter anfing, meine Adoptivmutter zu trösten.

Mein Blick traf die Uhr. Es war kurz nach zwanzig Uhr. Ich hatte die Hoffnung direkt aufgegeben, dass sich meine Ballbegleitung noch blicken lassen würde, doch dann klingelte es. Mein Herz begann zu rasen. Es brauchte erst ein Räuspern von Peter, damit ich aus meiner Starre erwachte, um die Tür zu öffnen.

Max stand im Anzug vor der Tür. Er hielt mir eine Rose entgegen, als ich die Haustür geöffnet hatte. »Hey. Tut mir leid, dass ich zu spät bin«, sagte er mit einem entschuldigenden Blick.

Wie könnte ich ihm da böse sein? »Ist schon okay«, meinte ich sofort und nahm peinlich berührt die Blume entgegen.

»Ähm ... hi«, sagte er dann mit einem halben Lächeln. Da das wohl nicht an mich gerichtet war, befürchtete ich, dass Helen hinter mir stand, um mein Abschluss-Date zu begutachten.

»Hallo, junger Mann. Schön, Sie kennenzulernen«, hörte ich dann ihre Stimme, was meine Vermutung bestätigte.

»Das ist meine Mum. Mum, das ist Max«, stellte ich die beiden gezwungenermaßen einander vor.

Max nickte ihr anerkennend zu und bemerkte wohl gleich, dass mir die Situation missfiel.

»Wir müssen leider auch gleich schon wieder los. Immerhin wollen wir ja nicht zu spät zu unserem eigenem Ball kommen. Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen Mrs Danes«, sagte er höflich und hielt mir den Arm zum Einhaken hin.

Ich zögerte nicht lange und leistete der wortlosen Aufforderung Folge.

»Ähm, sie heißt Campbell mit Nachnamen. Sind nicht meine leiblichen Eltern«, erklärte ich ihm kurz.

Helen war wohl etwas eingeschnappt, ließ uns jedoch ohne weitere Worte gehen.

Max löste vor dem schwarzen Sportwagen meinen Arm von seinem und hielt mir die Beifahrertür auf.

»Danke«, sagte ich leise, setzte mich in den Wagen und zog mein Kleid ein Stück hoch, damit es nicht von der Tür eingeklemmt wurde.

Mein Ballbegleiter war anscheinend ein echter Gentleman. Nachdem er die Tür geschlossen hatte, nahm er auf dem Fahrersitz Platz und ließ den Motor an.

»Du siehst hübsch aus«, sagte er und warf mir einen kurzen Blick zu, bevor er losfuhr.

Ich war froh, dass es schon dämmerte und er ohnehin mit dem Fahren beschäftigt war, sonst hätte er wohl gesehen, dass meine Wangen sich röteten. »Danke. Du siehst auch gut aus in deinem Anzug«, gab ich zu.

Gut war da wohl untertrieben. Er sah einfach *göttlich* aus. Aber ihn jetzt mit solchen Adjektiven zu betiteln, wäre wohl

unangebracht. Immerhin wusste er nicht, dass ich schon so lange für ihn schwärmte.

»Dankeschön«, meinte er, wenig überrascht. Wahrscheinlich hörte er es ständig, dass er gut aussah. Es wurde ihm am laufenden Band von Verehrerinnen bestätigt.

Vor allem jetzt, da er nicht mehr mit Claire zusammen war, würden ihm ständig irgendwelche Mädchen nachlaufen, die vorher wohl nicht den Zorn seiner Freundin auf sich hätten ziehen wollen.

Ich legte die Rose, die er mir geschenkt hatte, auf die Ablagefläche des Armaturenbrettes und lehnte mich im bequemen Ledersitz zurück.

»Das Auto ist echt super. Hast du das schon länger?«, fragte ich, um die Stille zu unterbrechen.

»Seit ich sechzehn bin. Also mein Dad hat mir das Auto gekauft, gleich, als ich den Führerschein bestanden hab'«, beantwortete er meine Frage.

»Ach so«, meinte ich daraufhin. Sein Vater war also ziemlich reich, sonst könnte er sich solch ein Auto wohl kaum als Erstauto für seinen Sohn leisten.

»Hast du überhaupt einen Führerschein?«, fragte er dann nach, um das Gespräch weiterzuführen.

»Nein, hab' ich nicht«, sagte ich etwas beschämt. Alle in meinem Alter machten sofort ihren Führerschein, doch ich zog generell öffentliche Verkehrsmittel vor.

»Und warum nicht?«, bohrte er nach und warf erneut einen kurzen Seitenblick zu mir.

»Ist zu teuer – und ich glaub' nicht, dass ich zum Autofahren gemacht bin«, sagte ich mit einem leisen Seufzen.

»Inwiefern – nicht dafür gemacht?«, folgte die nächste Frage und ich sah, dass er grinste. Anscheinend fand er es ziemlich lustig, dass ich mich für unfähig hielt, Auto zu fahren.

»Ich krieg' das nicht hin, so viele Dinge auf einmal zu machen. Einmal hab' ich es versucht und da hab' ich ein paar Briefkästen überfahren. Danach bin ich nie wieder hinters Steuer und hab' auch nicht vor, es noch mal zu versuchen«, sagte ich mit einem betäubten Gesichtsausdruck. Die Versicherung war davon nicht begeistert gewesen und mir war das Ganze tierisch peinlich.

»Oh. Okay, das ist dann verständlich«, gab er zu und ich konnte ihm ansehen, dass es ihm nun leidtat, dass es ihn vorher belustigt hatte.

»Ich fahr' eh lieber mit dem Fahrrad, also von daher ist es halb so wild«, meinte ich dann mit einem leichten Lächeln, um die Stimmung im Auto wieder zu heben.

»Ist auch gesünder«, fügte er hinzu und seine Mundwinkel hoben sich kurz.

Nach kurzer Fahrt war unsere Highschool auch schon zu sehen. Der Parkplatz vor der Schule war schon ziemlich voll und man sah helle Lichter, die von der Turnhalle kamen, in welcher der Ball stattfand.

Max stieg als Erster aus und öffnete mir die Autotür. Ich lächelte ihn an. Er war *so süß*. Wie hatte Claire es bloß geschafft, ihn zu vergraulen?

Langsam stieg ich aus und zupfte mein Kleid zurecht. Erneut eingehakt bei meinem Schwarm ging ich dann mit ihm zur Turnhalle.

Die meisten aus meiner Schule waren schon dort und tranken heimlich Bier, um sich in Partystimmung zu bringen.

»Oh, du kannst jetzt gar nichts trinken, oder? Weil du fahren musst, mein' ich«, erkannte ich jetzt erst und sah ihn an.

»Ach, ich trinke eh nicht. Hab' auch so genug Spaß«, meinte er daraufhin und warf mir ein Lächeln zu.

»Ah, gut. Ich trinke auch fast nie«, sagte ich schnell. Für gewöhnlich trank ich auf Partys schon etwas, wenn es mir jemand anbot.

Während einige schon angetrunken eintrafen, da sie bereits hinter der Turnhalle einige Dosen Bier geleert hatten, schien jemand anderer Alkohol in den Punsch geschüttet zu haben, ohne dass die Aufsichtspersonen etwas davon bemerkt hatte.

Max und ich bedienten uns mit Snacks und plauderten, bis sich die Halle ganz gefüllt hatte und die Ersten anfangen zu tanzen.

»Willst du auch?«, fragte er mich dann. Ich folgte seinem Blick zu den tanzenden Leuten und nickte.

Ohne weitere Zeit zu verschwenden, nahm er meine Hand und zog mich mit auf die Tanzfläche. Genau in diesem Moment spielte die Schülerband ein langsames Lied. Mein Herz raste. Es war fast genau so wie in meinem Traum.

Als er seine Hände an meine Hüften legte, traute ich mich, meine Arme um seinen Nacken zu legen. Wir bewegten uns langsam zur Musik und ich lehnte meinen Kopf an seine Brust.

Ich bemerkte die neidischen Blicke einiger Mitschülerinnen, schloss daraufhin einfach die Augen und genoss den Moment.

Max schien die Nähe zu mir nicht sonderlich zu stören. Vielleicht hatte er mich doch nicht aus reinem Zufall ausgesucht. Ich lächelte zufrieden. Doch dann bemerkte ich, dass er plötzlich stehen blieb. Sofort öffnete ich die Augen, sah zu ihm hoch und bemerkte dann Claire, die direkt neben uns stand, ihre Hände in die Hüften stemmte und fast so aussah, als ob sie gleich vor Wut explodieren würde.

»Was ist?«, fragte Max seine Exfreundin kühl und warf ihr einen abwertenden Blick zu.

»Ich muss mit dir reden! Sofort!«, fauchte sie ihn an. Sie riss sogleich eine seiner Hände von meiner Hüfte und zog ihn brutal mit sich.

»Bin gleich wieder da«, sagte Max seufzend und ließ sich von der Cheerleaderin mitziehen.

Ich sah den beiden nach und ging stocksauer von der Tanzfläche. Mein Hass auf Claire war nun endgültig auf dem Höhepunkt angelangt.

Als ich mich auf einen Stuhl setzte, der abgelegen von der Tanzfläche stand, und missmutig dreinblickte, stupste mich jemand von der Seite an.

»Ich glaub', das ist heute für uns beide schlecht gelaufen«, hörte ich Connor sagen.

Ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich mich direkt neben ihn gesetzt hatte. »Wo hast du denn Ashley gelassen?«, fragte ich verwundert.

»Ach, ich hab' gestern versucht, mit ihr zu tanzen und bin ihr ständig auf die Füße getrampelt. Naja, ich hab' ihr wohl irgendwie den Zeh gebrochen. Sie ist zu Hause und ziemlich sauer«, murmelte er beschämt und sah auf den Boden.

»Hey, nicht jeder hat Rhythmus im Blut, das ist nicht so schlimm. Sie verzeiht dir das schon wieder«, sagte ich und lehnte mich an meinen besten Freund.

Er legte den Arm um mich und seufzte lautstark. »Wir hätten wohl doch zusammen gehen sollen. Max scheint dir ja auch weggelaufen zu sein«, brummte er leise vor sich hin.

»Nein, nicht weggelaufen. Claire hat ihn rausgezerrt, um mit ihm zu reden«, widersprach ich ihm sofort.

»Um mit ihm zu reden, ja?«, fragte er nach.

Ich nickte und setzte mich wieder aufrecht hin. »Ja. Wieso?«, sagte ich verwundert.

»Weil es mehr so aussieht, als hätte Claire ihn voll fertiggemacht. Zumindest versucht er grad, den Punsch mit dem Alk alleine leer zu machen«, antwortete er und zeigte auf meinen Ballbegleiter, der einige Becher mit dem alkoholischen Punsch füllte und einen nach dem anderen in einem Zug austrank.

»Na toll. Die blöde Kuh versaut mir echt alles«, zischte ich durch meine zusammengebissenen Zähne.

»Mal so eine Frage nebenbei. Fährt der dich nicht nach Hause?«, sagte Connor und seufzte, weil er die Antwort kannte.

»Jetzt nicht mehr. Ich werd mir wohl ein Taxi rufen müssen.«

Mein Traum war um einiges schöner gewesen. Claire kam nicht darin vor und Max betrank sich nicht aus Frust.

»Ich werd' mal nach ihm sehen. Bis später«, sagte ich zu meinem besten Freund und drängelte mich zwischen ein paar Leuten durch, um zu dem Tisch zu kommen, auf dem der Punsch stand.

Das weiße Hemd hatte Flecken vom Punsch abbekommen und der Schülersprecher schwankte schon ziemlich.

»Hör auf damit, bevor du dir noch eine Alkoholvergiftung holst«, forderte ich ihn auf und nahm ihm den Becher ab, den er gerade an die Lippen setzen wollte.

»Weißt du was? *Du kannst mich mal*. Ich wollte eh gerade nach Hause fahren!«, sagte er in einem Ton, den ich zuvor noch nie bei ihm gehört hatte.

Geschockt von seinen Worten sah ich ihm nach. »Max. Warte!«, rief ich dann und lief ihm, so schnell es meine Absätze zuließen, hinterher.

»Du kannst kein Auto mehr fahren! Du bist betrunken!« Mit den Worten hatte ich ihn eingeholt und am Arm festgehalten, damit er stehen blieb.

»Wie gesagt, du kannst mich mal! Wegen dir ist das hier doch alles passiert!«, brüllte er mich an.

Mit verwirrtem Blick sah ich ihn an. »Wegen mir?«, fragte ich und schüttelte verneinend den Kopf, da ich mir absolut nicht vorstellen konnte, warum es denn jetzt meine Schuld war, dass er sich betrunken hatte.

»Ja, wegen dir! Ich hab' mich mit Claire deinetwegen gestritten! Ich hab' ihr gesagt, sie soll nicht immer so auf dir rumhacken, und wie du weißt, hasst sie dich. Das gefiel ihr nun gar nicht! *Deinetwegen* haben wir Schluss gemacht und ich hab' gehofft, dass sie so eifersüchtig wird, wenn sie mich mit dir sieht, dass sie zu mir zurückkommt!

Aber das Gespräch vorhin ist nicht zu meiner Zufriedenheit gelaufen, wie man sieht! Also lass mich gefälligst in Ruhe!«, fauchte er mich an und zog dann seinen Arm weg, um zu seinem Auto zu gehen.

Ich ließ den Arm, mit dem ich ihn zuvor festgehalten hatte, sinken und starrte ihm nach. Tränen stiegen mir in die Augen. Ich hasste es, wenn man mich anschrie und ich hasste es vor allem, tatsächlich nur als Objekt benutzt worden zu sein, um jemanden eifersüchtig zu machen. Ich war völlig gekränkt und sah zu, wie Max in sein Auto stieg, nachdem er einige Zeit gebraucht hatte, um das Schlüsselloch zu finden.

»Du darfst kein Auto mehr fahren!«, rief ich dann mit zitternder Stimme. Selbst wenn er mich gerade verletzt hatte, den Tod wünschte ich ihm trotzdem nicht.

Max zeigte mir einfach nur den Mittelfinger und knallte die Autotür zu.

Ich stand hilflos auf dem Parkplatz rum und wusste nicht recht, was ich tun sollte. Er hörte nicht auf mich und mit Gewalt bekam ich ihn sicherlich auch nicht aus dem Auto.

»Max, bitte!«, rief ich erneut, fast flehend.

Doch nachdem er den Wagen einige Male abgewürgt hatte, bewegte sich dieser rückwärts aus der Parklücke.

Ich spürte den Luftzug, als jemand an mir in Windeseile vorbei lief, direkt auf den schwarzen Sportwagen zu.

Bei genauerem Hinsehen erkannte ich Mr Fletcher, unseren Mathelehrer, der mit einem ziemlichen Tempo auf das Auto zulief.

Bevor Max es geschafft hatte, auszuparken, riss unserer Lehrer, der heute eine der Aufsichtspersonen war, die Tür auf und beugte sich in den rollenden Wagen, um die Handbremse anzuziehen.

Abrupt blieb der Wagen stehen und der Motor würgte erneut ab. Mr Fletcher zog Max aus dem Wagen, nahm die Schlüssel an sich und donnerte die Fahrtür so zu, dass das ganze Fahrzeug wackelte.

Mit einem Knopfdruck war der Wagen verriegelt und unser Mathelehrer zog den betrunkenen Schülersprecher hinter sich her, während er ihm einen Vortrag über sein *unakzeptables Verhalten* hielt.

»Sie sollten besser nach Hause fahren, Miss Danes. Für Sie scheint der Abend ja ohnehin nicht nach Plan verlaufen zu sein«, meinte Mr Fletcher, als er mit Max an mir vorbeiging.

Ich nickte nur und wischte mir die Tränen aus den Augen. Meine ganze Schminke musste wohl verschmiert sein. Mein Anblick hatte wohl gerade so erbärmlich gewirkt, dass mein Mathelehrer es mir angesehen hatte, dass ich am Boden zerstört war.

Mit gesenktem Kopf machte ich mich auf den Weg nach Hause. Es war zwar ein Stück zu laufen, aber ich brauchte ohnehin etwas frische Luft, um wieder etwas runterzukommen. Jetzt Fragen von Helen gestellt zu bekommen, warum ich

schon wieder und so früh da sei und Derartiges, würde ich nicht ertragen.

Kaum hatte ich mich vom Schulgelände entfernt, hörte ich Schritte hinter mir. Ich drehte mich um, konnte in der Dunkelheit jedoch niemanden erkennen.

Instinktiv ging ich schneller. Obwohl es wahrscheinlich meine eigenen Schritte waren, die wiederhallten. Zumindest hoffte ich, dass es so war, und dass ich mir das einredete, beruhigte mich etwas.

Doch dann sah ich einen Schatten und war mir sicher, dass ich nicht allein war. Hätte ich doch besser den längeren Weg durch die Stadt genommen anstatt der Abkürzung durch die kaum belebten Straßen.

»Hallo?«, fragte ich heiser in die Stille hinein.

Danach fiel mir ein, dass die Leute, die in Horrorfilmen *Hallo* riefen, immer als Erste starben. Ein erneutes Rufen ließ ich also bleiben. Vielleicht sollte ich doch schnell zur Highschool zurück und mir einfach ein Taxi rufen, oder meine Eltern aus dem Bett klingeln.

Bevor ich mich endgültig entschlossen hatte, umzudrehen, spürte ich, dass jemand direkt hinter mir stand.

Meine Nackenhärchen stellten sich direkt auf, und bevor ich losrennen oder schreien konnte, presste sich eine Hand auf meinen Mund und ich wurde mitgezogen.

Ich versuchte den, der mich gepackt hatte, zu treten, zu beißen oder sonst irgendwie zu verletzen, um von seinem Griff loszukommen, doch vergeblich. Meine Panik stieg noch, als ich in einen dunklen Hauseingang gezogen wurde. Hier würde uns wirklich keiner sehen können, selbst wenn sich mal jemand hierher verirrte.

Was hatte der bloß vor?

»Ich nehme gleich meine Hand von deinem Mund und lass' dich los. Unter der Bedingung – dass du weder schreist, noch wegläufst. Hast du mich verstanden?«, hauchte eine männliche Stimme in mein Ohr.

Es klang weder bedrohlich noch besonders Angst einflößend, aber meine Hysterie blieb natürlich bestehen. Ich nickte kräftig, und als er seine Hände wirklich von mir löste, schrie ich und versuchte loszurennen.

Kaum hatte ich einen Schritt nach vorne gemacht, war ich in derselben Situation wie vorher. Durch eine Hand, die auf meinem Mund lag, zum Schweigen gebracht, und mit eisernem Griff festgehalten.

»Schön, dass du so gut Befehlen folgen kannst. Ich seh' schon, dass es lustig mit dir werden kann«, meinte der Unbekannte wenig begeistert, doch seine Stimme klang noch immer relativ ruhig.

Der Mann hob mich einfach hoch und raste in einem ziemlich schnellen Tempo aus dem dunklen Hauseingang. Anstatt nach ihm zu treten, klammerte ich mich jetzt an ihm fest. Dass der mit mir als Ballast so schnell laufen konnte, war mir ein Rätsel.

Kaum hatte ich mir die Frage gestellt, wohin es gehe und was nun los sei, befand ich mich auf dem Beifahrersitz eines Autos. Die Fahrertür schlug eine Sekunde danach zu und mein Entführer saß neben mir auf dem Beifahrersitz. Dadurch, dass es im Auto ziemlich dunkel war, konnte ich nicht viel von ihm erkennen.

Für ein Phantombild für die Anzeige, die ich mit Sicherheit erstatten würde, war das wohl nicht genug. Als ich mich dazu entschlossen hatte, ihm damit zu drohen, dass ich Anwälte und andere Leute kannte, die ihn lebenslänglich ins Gefängnis verfrachten würden, wurde ich von etwas anderem abgelenkt.

Inhalt

Prolog
Wie alles begann
3

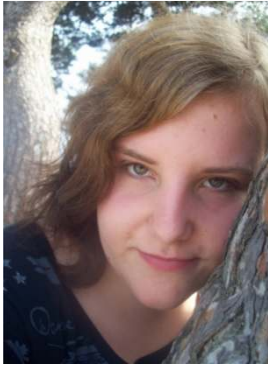
EINS
Der Schuss
14

ZWEI
Schwarze Hunde
100

DREI
Danny
167

VIER
Asmodeus
241

Epilog
Der Abschied
296



Anke Kaminsky wurde 1991 in Lippstadt geboren. Schon früh entdeckte sie das Schreiben. Anfangs verfasste sie Fanfictions, die nur eine Handvoll Seiten umfassten. Nach dem Fachabitur kam ihr die Idee zu einem größeren Projekt, und der vorliegende Roman entstand. Die Autorin absolviert die Ausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegerin. Zu ihrer Entspannung entwirft sie am liebsten Fantasywelten, in denen genau das passiert, was sie sich vorstellt.

Jade Danes scheint ein ganz normales Mädchen zu sein und schlägt sich mit den Alltagsproblemen eines Teenagers herum. Sie gehört mit ihrem besten Freund Connor zu den Außenseitern der Highschool und wird von der Cheerleaderin Claire bei jeder Gelegenheit schikaniert. Jade ist an Max, dem Schulsprecher, interessiert, der jedoch unerreichbar zu sein scheint. Überraschenderweise wird Jade am Ende des Schuljahres von ihrem Schwarm zum Homecoming-Ball eingeladen. Der vielversprechende Abend endet allerdings vollkommen anders als erwartet ...

Besuchen Sie uns auf <http://siriusverlag.blogspot.com!>



Erschienen im Sirius Verlag!